

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift
Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft
Band: 128 (1962)
Heft: 12

Artikel: Miliz : Betrachtungen zu einer Geschichte des deutschen Volkstums
Autor: Mark, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-39902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift

Dezember 1962

12

128. Jahrgang

Adressen der Redaktoren:
Oberstlt. i. Gst. Wilhelm Mark
Aarau, Oberholzstraße 30
Major Herbert Wanner
Hünibach bei Thun
Müllinenstraße 34

Offizielles Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft

Miliz

Betrachtungen zu einer Geschichte des deutschen Volkssturms

I.

Der bekannte Militärschriftsteller General Hans Kissel legt eine Geschichte des deutschen Volkssturms 1944/45¹ vor. Der Verfasser schrieb diese Geschichte nieder, um einer Dankespflicht zu genügen, um das in weiten Kreisen der Öffentlichkeit verbreitete Bild dieses Volksaufgebotes historisch richtigzustellen und zu dessen gerechter Würdigung beizutragen. Der Verfasser ist hierzu trotz der lückenhaften Quellenlage besonders berufen, war er doch ab November 1944 Chef des Führungsstabes Deutscher Volkssturm.

Darüber hinaus bildet dieses höchst bemerkenswerte Werk einen gewichtigen Beitrag zum Problem der Miliz selbst. Es ist dazu angetan, uns Schweizer zum Nachdenken über unser eigenes Wehrwesen anzuregen. Die nachstehenden Betrachtungen möchten hierzu einige Hinweise geben. Finden sie vielleicht Ergänzung und Fortführung oder gar Widerspruch aus dem Leserkreis dieser Zeitschrift?

II.

Nach den erfolgreichen Offensiven der russischen Armeen im Frühjahr und Sommer 1944 und nach der geglückten Invasion der westalliierten Streitkräfte in Frankreich gewann das Problem der Verteidigung der deutschen Reichsgrenzen an Bedeutung. Es galt zu prüfen, ob es personelle und materielle Möglichkeiten gebe, die jenseits der Reichsgrenzen nicht zur Verfügung standen, die aber innerhalb des Reichsgebietes zur Landesverteidigung zusätzlich und insbesondere zur Stärkung der abgesunkenen infanteristischen Kraft des Heeres herangezogen werden konnten.

Generaloberst Guderian erwirkte nach seiner Übernahme des Amtes als Chef des Generalstabes des Heeres nach dem 20. Juli 1944 bei Hitler die Genehmigung zur Wiederherstellung der deutschen Ostbefestigungen. Zu deren Bemannung wurden Festungstruppen aufgestellt. Diese wurden aber schon bald für den Einsatz in den Frontlücken freigegeben, so daß sie als Besatzungen für die «Festungen» und die Grenzstellungen ausfielen und ihr Ersatz dringend wurde.

¹ Hans Kissel, «Der Deutsche Volkssturm 1944/45. Eine territoriale Miliz im Rahmen der Landesverteidigung.» Beiheft 16/17 der «Wehrwissenschaftlichen Rundschau». 173 Seiten. Verlag E. S. Mittler & Sohn GmbH, Frankfurt am Main, April 1962.

Damit nahm der Gedanke Gestalt an, in den bedrohten Ostprovinzen einen Landsturm zu errichten. In der Frage, wer diesen Landsturm aufzustellen habe, setzte sich der Standpunkt der Partei durch, wonach die Bildung des deutschen Volkssturmes nur eine Aufgabe der politischen Organisation der Partei und damit eine Aufgabe der Gesamtbewegung sein könne, weil nur diese über die erforderlichen Führungskräfte und Karteien verfüge, so daß zur Erfassung keine neuen Karteien anzulegen seien. Am 25. September 1944 unterzeichnete Hitler den «Erlaß des Führers über die Bildung des Deutschen Volkssturms». Bereits am 18. Oktober traten viele Tausende von Volkssturmmännern zum ersten Appell und zur Rede Himmlers an; am 20. Oktober kämpften sieben ostpreußische Volkssturm-Bataillone an der Front.



Appell des ostpreußischen Volkssturmes in Königsberg
am 18. Oktober 1944

Volkssturmpflichtig wurden alle wehrfähigen deutschen Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren, soweit diese nicht schon der Wehrmacht als Soldaten angehörten. Die Erfassung sowie der Aufbau und die Führung der Volkssturm-Bataillone war Sache der Gauleiter. Eine Zusammenfassung mehrerer Bataillone unter höheren Volkssturm-Führungsstäben war nicht vorgesehen und fand nur im Machtbereich «übersteigert eigenwilliger» Gauleiter statt.

Der Volkssturm schöpfte aus dem Reservoir der im Jahre 1944 5 Millionen «uk-gestellten» (unabkömmlichen) Angehörigen der stellungspflichtigen Jahrgänge. Damals gab es rund 13,5 Millionen zivil tätige Männer. Auf Grund dieser Zahlen rechnete man mit rund 6 Millionen Volkssturmpflichtigen. Diese sollten sich auf die vier «Aufgebote» wie folgt verteilen:

1. Aufgebot 1 200 000 Mann = rund 1 850 Bataillone
2. Aufgebot 2 800 000 Mann = rund 4 860 Bataillone
3. Aufgebot 600 000 Mann
4. Aufgebot 1 400 000 Mann

Für die Einteilung in die vier verschiedenen Aufgebote waren folgende Gesichtspunkte maßgebend:

1. *Aufgebot*: Alle zum Kampfeinsatz tauglichen Zwanzig- bis Sechzigjährigen, deren befristete oder unbefristete Verwendung im Volkssturm ohne Gefährdung lebenswichtiger Funktionen in der Heimat möglich war. Das Durchschnittsalter betrug 52 Jahre. Die meisten Männer hatten noch während des ersten Weltkrieges gedient. Bataillone dieses Aufgebotes konnten innerhalb des ganzen Bereiches ihres Heimatgaues und erforderlichenfalls auch außerhalb dieses Gaues Verwendung finden. Als Sicherungsbesatzung für Grenzstellungen kamen nur solche Bataillone in Betracht.

2. *Aufgebot*: Ebenfalls Zwanzig- bis Sechzigjährige, die aber wegen ihrer zivilen Tätigkeit in lebenswichtigen Funktionen in der Heimat bis zur Annäherung des Feindes auf ihrer Stelle bleiben mußten. Es handelte sich vor allem um uk-gestellte Wehrpflichtige. Sie waren körperlich leistungsfähiger als die Angehörigen des 1. Aufgebotes. Der größte Teil hatte noch nicht gedient, der kleinere Teil erst nach 1935 oder während des Krieges. Diese Bataillone konnten nur örtlich eingesetzt werden, das heißt, wenn der Feind «vor den Toren» stand. Als örtlicher Einsatz galt in der Regel derjenige im Kreisgebiet.

3. *Aufgebot*: Es bestand aus Sechzehn- bis Neunzehnjährigen, soweit sie nicht bereits im aktiven Wehrdienst standen. Sie waren in den Wehrrertüchtigungslagern der Hitlerjugend und des Reichs-Arbeitsdienstes militärisch auszubilden.

Ein Kampfeinsatz von Verbänden der Hitlerjugend war nicht ins Auge gefaßt. «Sondereinsätze» bildeten Ausnahmen, die der «Führer» befohlen hatte.

4. *Aufgebot*: Ihm gehörten alle diejenigen Volkssturmpflichtigen an, die zum Einsatz mit der Waffe nicht tauglich waren, zu Wach- und Sicherungsaufgaben jedoch noch Verwendung finden konnten.

Als Führer waren «zuverlässige und standhafte Nationalsozia-

listen auszuwählen, die sich möglichst in diesem Kriege an der Front Erfahrungen im infanteristischen Einsatz erworben hatten.»

Die Organisation der Bataillone glich weitgehend derjenigen des Heeres: Stab, Nachrichten- und Infanterie-Pionierzug, Sanitäts- und Kradmelderstaffel, drei Schützen-Kompagnien, eine Schwere Kompagnie.

Die *Bewaffnung* des Volkssturms ging anfänglich von viel zu optimistischen Annahmen aus. Die verfügbaren Waffen blieben weit unter den Bedürfnissen. Insbesondere konnten keine Karabiner freigemacht werden; deren Monatsproduktion betrug damals nur rund 200 000 Stück, während die Wehrmacht allein einen Bedarf von rund 300 000 Stück hatte, verlor sie doch in den 9 Monaten vom 1. Juli 1944 bis 1. März 1945 nicht weniger als 3 1/2 Millionen Gewehre. Es mußte deshalb ein «Volksgewehr» entwickelt werden, ein vereinfachtes, materialsparendes und weitgehend aus gepreßten Blechteilen bestehendes Gewehr. Wegen der schwierigen Waffenlage wurde erwogen, den Grenzgaue mit Schwergewicht im Osten die Priorität zuzuteilen. Das wurde von der Parteiführung abgelehnt, weil alle Gaue für die Ausbildung über Waffen verfügen mußten und man sich zudem vom «Ansprechen» der männlichen Zivilbevölkerung eine psychologisch günstige Wirkung auf den Kampfgeist des ganzen Volkes versprach. Als anfangs März im Heere selbst vielen Verbänden Gewehre und andere Waffen fehlten, wurde die Abgabe aller feldbrauchbaren Waffen des Volkssturms an die Wehrmacht befohlen. Davon ausgenommen wurden nur die im Rahmen der Wehrmacht eingesetzten Volkssturm-Verbände und die zum Objektschutz benötigten Waffen. Diese Verfügung Hitlers war aber unreal, denn andere Verbände als die bei der Wehrmacht eingesetzten hatten damals überhaupt noch keine Waffen.

Feldküchen gab es ebenfalls keine. Sie mußten aus Behelfskesseln auf landesüblichen Fahrzeugen oder mit ortsfesten Kocheinrichtungen hinter der Front improvisiert werden.

Als Bekleidung waren alle Uniformen sowie wetterfeste Sport- und Arbeitsanzüge geeignet; Parteiuniformen mußten zuvor auf Feldgrau umgearbeitet werden. Die größten Schwierigkeiten bereitete das Schuhwerk. Viele Volkssturm-Soldaten mußten sogar nur mit Halbschuhen ausrücken.

Ausbildung. Der Volkssturm war vor allem in der Panzerbekämpfung und im Infanteriekampf zu schulen. Für die praktische Waffen- und Gefechtsausbildung standen nur die Sonntage zur Verfügung, betrug doch die wöchentliche Arbeitszeit in den Rüstungsbetrieben bis 72 Stunden. Die reine Ausbildungszeit sollte 4 Stunden, einschließlich des An- und Abmarsches, nicht überschreiten. Auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr (Nord-Bayern) wurden die «Reichslehrgänge für Bataillonsführer des Deutschen Volkssturms» eingerichtet, die jeweils 10 Tage dauerten. Der erste Lehrgang fand anfangs Dezember 1944 statt, der letzte Ende Januar; eine Weiterführung war infolge der rapiden Verschlechterung der militärischen Lage und insbesondere der Verkehrsverhältnisse verunmöglicht.

Eine eigene Ausbildungsvorschrift für den Volkssturm war zwar in Bearbeitung, wurde aber vor Kriegsende nicht mehr druckreif. Eine besondere Schießvorschrift lehrte eine kriegsnahe Schieß- und Gefechtsausbildung des Einzelschützen im Rahmen der Gruppe und trug der Kurzausbildung geschickt Rechnung; beinahe die ganze erste Auflage verbrannte vor ihrer Ausgabe anläßlich eines Luftangriffes auf Berlin.

Weil weder das nötige geeignete Ausbildungspersonal noch Waffen und Lehrmittel noch das Übungsgelände vorhanden waren, wurde die Sonntagsausbildung trotz entgegenstehenden Befehlen mit überflüssigen Exerzier- und Grußübungen vertan,



Ausbildung des Volkssturmes am Mg. 08



Volkssturm beim Ausbau einer rückwärtigen Stellung im Winter 1944/45

was böses Blut machte. Die Ausbildung wurde meist gar nicht durchgeführt. Dies hatte zur Folge, daß die in höchster Not einberufenen Volkssturm-Einheiten meist ohne jegliche Ausbildung zum Kriegseinsatz kamen.

Einsatz. Wenn sich an den Reichsgrenzen oder im Landesinnern die militärische Lage derart schwierig gestalten sollte, daß die Wehrmacht an dieser Stelle vorübergehend einer infanteristischen Verstärkung bedurfte, sollte der dort beheimatete Volkssturm zum Kampfeinsatz aufgerufen werden. In allen Vorschriften wurde betont, daß ein solcher Einsatz stets nur zeitlich und örtlich begrenzt sei. Im einzelnen waren folgende Verwendungsarten vorgesehen:

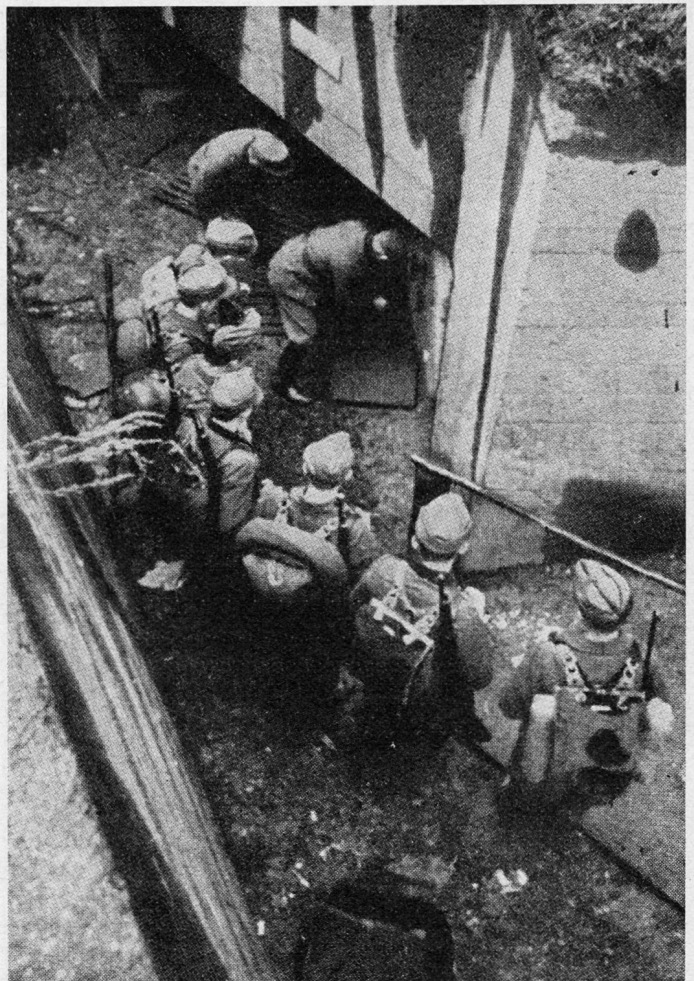
- Sicherungsbesatzung in Grenz- oder andern rückwärtigen Stellungen sowie in Festungen;
- Ortsverteidigung gegenüber überraschend durchgebrochenen Feindspitzen;
- Sicherung von Panzersperren;
- Objektschutz;
- Bau- und Schanzarbeiten, Verwendung in bodenständigen Nachschuborganisationen, Räumungs- und Begleitkommandos, Panzerjagdkommandos, Spreng- und andere Spezialkommandos;
- bodenständige Festungsbatterien.

Abgesehen wurde von einem vorübergehenden Verteidigungseinsatz an einem ruhigen Frontabschnitt, um Verbände des Heeres für eine anderweitige Verwendung herauszulösen, sowie eine Mitwirkung bei der Bekämpfung luftgelandeter Verbände. General Kissel ist der Auffassung, daß für eine Miliztruppe mit guter Bewaffnung und Ausbildung diese beiden Verwendungsmöglichkeiten durchaus in Frage kämen.

In der harten Wirklichkeit des Krieges sah das nun aber meist wesentlich anders aus. Der Mangel an Soldaten und vor allem an Infanteristen war der Grund, daß sich alle Wehrmachtdienststellen in steigendem Maße gegen jegliche Entlassung von Volkssturm sträubten. An allen Fronten wuchs die Tendenz, den Volkssturm als Mannschaftersatz unlösbar in die Truppe einzugliedern. Auf dem Wege über den Volkssturm konnte der Wehrmacht schneller zu Soldaten verholfen werden als auf dem über die Wehrmacht-Ersatzbehörden.

General Kissel stellt anschließend die Wehrmachteinsätze des Volkssturms an Hand von schriftlichen und mündlichen Berichten zusammen und gibt damit ein überaus plastisches Bild von dem zumeist tragischen Schicksal dieser oft unzweckmäßig ge-

brauchten, oft sogar mißbrauchten Volkssturmverbände. Dieses Kapitel sollte nicht nur von jedem Offizier, sondern von jedem, der sich zu Wehrfragen ernsthaft äußern will, gelesen und durchdacht werden. Diese durchwegs nüchternen Darstellungen lassen drastisch die Verantwortung sichtbar werden, die jedem obliegt, der Männer in den Kampf schickt, die dafür weder zweckmäßig ausgebildet noch genügend bewaffnet und ausgerüstet sind, und daß sich dies alles nicht erst in letzter Stunde aus dem Nichts improvisieren läßt. Begriffe wie «Vaterlandsliebe», «Kampfwille» und ähnliche wurden zuschanden geritten, wenn Verbände die Stellungen, die sie für das Heer ausgehoben hatten, plötzlich besetzen mußten: ohne Panzerabwehrmittel und höchstens im Besitze von Gewehren mit zehn Schuß. «Der Gedanke der Verteidigung des Heimathofes und des eigenen Heimes und der deshalb befohlene Einsatz der Volkssturm-Einheiten in ihren Heimatbezirken machte sie gerade besonders unzuverlässig, und bei dem späteren Zusammenbruch haben viele Volkssturmmänner den Weg von ihren Stellungen in ihr eigenes Heim sehr schnell gefunden» (S.85). Von derart improvisiert aufgebauten und mangelhaft ausgerüsteten «Bataillonen», auch wenn ihre Angehörigen von bestem Kampfgeist beseelt waren, war nur ein sehr begrenzter oder überhaupt kein nennenswerter Widerstand zu erwarten. «In Ostdeutschland waren andererseits aber auch psychische Faktoren wirksam, die in Westdeutschland fehlten und den Kampfgeist des in den Ostgauen beheimateten Volkssturms in sehr positivem Sinne beeinflussten. Zu diesen Faktoren, die den Volkssturm-Soldaten des deutschen Ostens mit größerer Opferbereitschaft als den des Westens beeinflussten, ihn ausdauernder



Moselländischer Volkssturm besetzt einen Bunker des Westwalls im Dezember 1944

kämpfen und auch seinen eigenen Hof verteidigen ließen, gehörte vor allem sein Wissen von dem, was seiner Heimat und seinen Angehörigen vom Ostgegner drohte» (S. 87).

Wie gesagt, eine Zusammenfassung an dieser Stelle würde dem allem nur den eindrucklichen Aussagewert des Tatsächlichen nehmen und muß deshalb nochmals der eingehenden Lektüre empfohlen bleiben.

In einer abschließenden Prüfung kommt General Kissel zu folgenden *Schlußfolgerungen*:

Im Westen wirkte sich der Volkssturm mit Sicherheit in keiner Weise verzögernd auf die gegnerischen Operationen aus. Im Osten hätte dagegen der Stoß auf die Reichshauptstadt vermutlich schon im Februar 1945 Erfolg gehabt, wenn der in der Hauptstoßrichtung massenhaft aufgebotene Volkssturm ostwärts der Oder und in der Verteidigung an Oder und Neiße nicht wesentlich dazu beigetragen hätte, diesen Stoß aufzufangen und den Gegner damit erneut zu einem Aufmarsch zu zwingen.

Der deutsche Volkssturm war keine intakte Territorialmiliz, weil mit seiner Aufstellung viel zu spät begonnen worden war und es ihm fast gänzlich an feldbrauchbaren Waffen aller Art, an Munition und nicht zuletzt an Zeit für eine auch nur annähernd ausreichende Ausbildung fehlte. Infolgedessen mußten seine Bataillone unter dem Zwange der Lage vorzeitig als regellose Haufen statt als einigermaßen festgefügte Verbände in den Kampf geworfen werden. Folge dieses Verfahrens war naturgemäß ein weitgehendes Versagen.

Hätte dagegen auf Grund der Ergebnisse, welche die roten Volkswehr-Divisionen (vergleiche den Hinweis auf die roten Milizen in Leningrad und Moskau auf Seite 14 und die dort zitierte Literatur) und der nur improvisierte deutsche Volkssturm zu erzielen vermochten, eine intakte, ordentlich ausgerüstete, gut ausgebildete und festgefügte Territorialmiliz bestanden, so hätte eine solche eine erhebliche Verstärkung der Wehrmacht bedeutet, womit das erstrebte Ziel mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit erreicht worden wäre.

III.

Aus schweizerischer Sicht ist einmal festzustellen, daß die Miliz nicht einfach eines von verschiedenen möglichen Wehrsystemen ist. Vielmehr ist das Milizheer für unsern Staat die einzig mögliche Form der Wehrhaftigkeit, denn im demokratischen Kleinstaat ist die Abneigung gegen die permanente Vereinigung von militärischer Macht in wenigen Händen unüberwindlich. Deshalb wird die Landesverteidigung von den Bürgern selbst an die Hand genommen und den militärischen Obern die Ausübung ihrer Kommandogewalt so eingeschränkt, daß sie nicht den Staat zu beherrschen vermögen. So hatten im alten Rom im Felde die beiden Konsuln den Oberbefehl täglich zu wechseln, und ist noch heute bei uns in Friedenszeiten kein General genhm... Auf diese zutiefst politischen Überlegungen ist das Verbot von stehenden Truppen in Artikel 13 unserer Bundesverfassung zurückzuführen, und nicht etwa auf technisch-organisatorische oder finanzielle Vorzüge des Milizsystems gegenüber dem stehenden Heer.

Die Bürger in ihrer Gesamtheit werden die Verpflichtungen zur Verteidigung ihres Staates nur auf sich nehmen, wenn sie sich weitgehend mit diesem Staate identifizieren. «L'état c'est nous». Wo dieses Einssein von Bürgern und Staat nicht besteht, muß die Miliz zu einem Spiel mit Illusionen werden, die beim ersten Kanonenschuß oder aufschießenden Atompilz zusammenfallen wie ein Kartenhaus. In Revolutionen besteht dieses Gefühl des Mittragens von Verantwortung durch den einzelnen für das Ganze meist besonders ausgeprägt, wie es die französischen

Revolutionsheere und nach dem zweiten Weltkrieg auch die Rote Armee auszeichnete. Das Problem besteht hier hauptsächlich darin, den revolutionären Schwung auf die Dauer zu erhalten und ihn nicht durch einen Napoleon oder andern Diktator mißbrauchen zu lassen; über größere Dauer ist damit schwer durchzukommen.

Im demokratischen Kleinstaat kann die Bildung einer kampfkraftigen Miliz nicht auf kurzlebige Emotionen abgestützt werden, vielmehr ist auch dem Wehrsystem das Charakteristische dieser Staaten zugrunde zu legen: das Dauerhafte. Dieses aber ist nur gewährleistet, wenn sich der Bürger in vollem Sinne für die Verteidigung seines Staates verantwortlich fühlt und er bereit ist, die dafür nötigen Opfer nicht nur an Geld, sondern auch an persönlicher Dienstleistung auf sich zu nehmen. Und weil er dazu bereit ist, will er auch mitreden über das Wie, ob das den berufsmäßig damit Beauftragten paßt oder nicht.

Das häufige Versagen des deutschen Volkssturmes bestätigt die Richtigkeit dessen, was die maßgebenden Architekten unseres Milizheeres stets gepredigt haben. «Der innere Halt ist es, welcher den Wert einer Truppe bestimmt», sagten übereinstimmend Wille und Guisan, als sie in schwerer Stunde die Führung unseres Heeres übernahmen. Dieser innere Halt kann aber weder in der Begeisterung der ersten Kriegstage noch im verzweiferten Ernst des unmittelbaren Angriffes auf die Heimat aus dem Nichts geschaffen werden. Er setzt ein dauerndes Einwirken, ein zähes und hingebungsvolles Ringen um eine dauerhafte Lösung voraus. Oder wie das General Wille ausdrückte: «Die Entwicklung aus tiefeingewurzelten Gewohnheiten zu der neuen Anschauung ist nirgends schwieriger als in der Demokratie, weil sie von unten aus dem Volk heraus durch Aufklärung der Öffentlichkeit angebahnt werden muß. Die Miliz vermag somit nur langsam, gewissermaßen zusammen mit dem Volk, die überlieferten Militäranschauungen zu korrigieren².»

Zusammengewürfelte Haufen, wo Vorgesetzte und Untergebene sowie die Wehrmänner selbst sich nicht kennen, halten den Stürmen der Schlacht nicht stand. Die Einheiten müssen schon vor dem Kampfe in Ausbildung und Erziehung zur Pflichterfüllung zusammengeschweißt sein. Der Soldat muß hier seine militärische Heimat finden. Dann wird er sich vor seinen Kameraden nicht bloßstellen wollen durch Versagen vor dem Feind. Mit einem Wort: die Truppe braucht Korpsgeist. Ad-hoc-Verbände sind immer ein schlechter Notbehelf, in einer Milizarmee mit ihren kurzen Dienstzeiten ganz besonders.

Aber auch die Erschaffung der Disziplin, die Ausbildung an den Waffen und das Einüben der verschiedenen Kampfverfahren setzen längerdauernde Arbeit voraus. Gerade die kriegsgenügende Disziplin verlangt ein gewisses Mindestmaß von Gewöhnung, welche in Milizverhältnissen noch mehr die untere Grenze der Dienstzeiten bestimmt als die Zeitbedürfnisse für die reine Ausbildung. Dabei hängt beides eng miteinander zusammen: bei ungenügender Ausbildung ist auch die Disziplin mangelhaft, weil halbe Arbeit auf die Moral immer zersetzend wirkt.

Nun erst die Führer! Wie mußten noch um die Jahrhundertwende Ulrich Wille und Gleichgesinnte darum kämpfen, daß die Offiziere auf Grund ihrer fachlichen Zuständigkeit und nicht dank politischer Verdienste oder des gesellschaftlichen Prestiges wegen auf Kommandostellen gelangten. Unter den harten Anforderungen des Krieges ist es nicht anders; die fanatischsten Nationalsozialisten wurden im Volkssturm abgelehnt, wenn sie vom Soldatenhandwerk nichts verstanden.

² Bericht an die Bundesversammlung über den Aktivdienst 1914/18, S. 11.

Die tragische Geschichte des deutschen Volkssturmes mag uns Schweizern bewußt werden lassen, auf wie viel Arbeit und Hingabe des ganzen Volkes und namentlich der Offiziere und Unteroffiziere unser Heer beruht, in welche feinen Verästelungen hinaus die enge Verbindung zwischen Bürger und Soldat feststellbar und wirksam ist. Dann wird einem aber auch wieder voll bewußt, welche große Verpflichtung uns auch in der Zukunft aufgegeben ist: stete, vor allem auch außerdienstliche Weiterausbildung auf allen Stufen, Verzicht auf gewisse ökonomische Vorteile durch Übernahme militärischer Aufgaben, Einsicht von Privatwirtschaft und Verwaltung, daß leitendes Personal auch in die Armee zu Verantwortung berufen wird und deshalb Zeitopfer gebracht werden müssen.

Eines ziemt sich für uns Schweizer: Dankbarkeit und Bescheidenheit. Dankbarkeit gegenüber der Vorsehung, daß sie uns vor schwersten Prüfungen seit langer Zeit bewahrte und uns aus den gefährlichsten Konflikten der Großen heraushielt. Andere

kleine Völker genossen dieses Privileg nicht. Bescheidenheit deshalb, weil wir günstige Verteidigungsmöglichkeiten besitzen, die nicht unser Verdienst sind, und weil wir – vielleicht deshalb – vieles unterlassen, was wir für unsere Landesverteidigung tun sollten, und es trotzdem die letzten Jahrzehnte nicht büßen mußten. Diese Bescheidenheit gibt uns auch die Einsicht, daß unser Milizsystem auf unserem Boden, für unsere Verhältnisse gewachsen ist und seine Vorzüge und Nachteile hat, wie sie auch unserem ganzen Volke eigen sind. Unser Milizsystem ist deshalb auch kein Exportartikel, mit dem sich andernorts die Probleme der Territorial-Verteidigung lösen lassen. Mit «Nach-Feierabend-Bataillonen» müßten sich die tragischen Illusionen des deutschen Volkssturmes wiederholen – daß mit «Dopolavoro» kein kriegstaugliches Heer zu schaffen ist, das wissen wir aus der spannungsreichen Geschichte unserer Miliz und aus der Erkenntnis, daß auch für uns noch vieles zu tun bleibt.

WM

Ein Milizsystem, das sich nicht bewährt hat

Von John Gellner

Eine Besprechung des kanadischen Generalstabswerkes «Official History of the Canadian Army in the Second World War» (ASMZ, Juli 1962) könnte in dem Leser den Anschein erwecken, daß hier ein Fall vorliegt, wo sich ein Milizsystem im Kriege bewährt hat. Daraus könnten dann wiederum auf die Schweiz sich beziehende Folgerungen gezogen werden, die falsch wären, da sie auf einer falschen Voraussetzung fußen würden. Denn in Wirklichkeit hat sich die kanadische Miliz der Jahre zwischen den zwei Weltkriegen als ein denkbar ungeeignetes Werkzeug für den Ernstfall erwiesen. Das heißt aber wiederum nicht, daß das Milizsystem als solches eine militärische Fehllösung darstellt, sondern nur, daß das kanadische ein schlechtes war. Es war übrigens auch vom schweizerischen System gänzlich verschieden.

Jedenfalls lohnt es sich, einen Blick auf die kanadische Milizorganisation, wie sie vor 1939 bestanden hat, zu werfen, wenn auch nur um zu lernen, wie man es nicht machen darf. Vorausgeschickt sei, daß die ganz ausgezeichnete «Official History» den wirklichen Zustand gar nicht bemäntelt und der Rezensent in der ASMZ sicher nur durch Raumangel verhindert wurde, auf den von nur sehr spärlichen und dabei zufälligen Erfolgen gemilderten eklatanten Mißerfolg des kanadischen Milizsystems näher einzugehen.

Vom Vertrag von Washington (1871), der das Ende einer langen Periode der Bedrohung durch die Vereinigten Staaten darstellte, bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges war Kanada vor einem Angriff so sicher wie je ein Land. Wenn es trotzdem Truppen unterhielt, so geschah dies aus politischen und traditionellen Gründen. Da ein Milizsystem schon bestand und da dasselbe außerdem mit der großen Tugend behaftet war, billig zu stehen zu kommen, wurde es auch beibehalten. Die Regimenter – im Frieden bestanden sie in der Regel nur aus einem einzigen, schwachen Bataillon; die Voraussetzung war jedoch, daß im Kriegsfall eine beliebige Zahl weiterer Bataillone im selben Regimentsrahmen aufgestellt würden – rekrutierten sich aus den einzelnen Grafschaften. In den größeren Städten, wo es mehrere Regimenter gab, warb man auf der Grundlage des Volkstums an; es gab dann (und gibt es übrigens heute noch, wenn auch nicht streng differenziert) etwa französische, schottische und irische Einheiten.

Diesem Territorialsystem hafteten seit Anfang zwei große

Mängel an: Es beruhte auf freiwilliger Rekrutierung, und es fehlte das Gefühl der Dringlichkeit. Die Einheiten waren unausgewogen. Die Offizierschergen waren in der Regel voll ausgefüllt, und es gab auch gewöhnlich etliche Überzählige – ein Offizierspatent in der Miliz gab gesellschaftlichen Status, und die Offizierskasinos der Milizregimenter waren bequeme und dabei billige Herrenklubs –, aber es haperte bei der Rekrutierung von Unteroffizieren und Mannschaften. Die gelegentlichen Übungslager (sie konnten nicht immer jährlich durchgeführt werden) waren meistens gut besucht, aber zu den abendlichen «Paraden» kam man, oder man kam nicht, unter irgendeinem Vorwand. Wenn der Druck zu groß wurde, trat man eben aus der Miliz aus. Da es zu wenig zeitgemäße Ausrüstung gab und auch zu wenig Offiziere, die zeitgemäße Kenntnisse hatten, bestand der Großteil der Ausbildung in Fußdrill, Klopfen von Gewehrübungen und Schießen auf Scheiben. Das langweilte bald die intelligenteren unter den Milizsoldaten; nach einiger Zeit gingen sie den Einheiten verloren. Da man die freie Wahl hatte, ging man zu den «Kombattanten», der Infanterie, Kavallerie oder Artillerie; die Unterstützungsdienste kamen zu kurz. Und weil die Offiziersstellen so begehrt waren, gab es auch zuweilen politische Einflußnahme. Man hat vor dem ersten Weltkrieg in Verbindung mit der kanadischen Miliz von einem «militärischen Tammany» (nach der politischen Maschine, die einst New York beherrschte) gesprochen. Das war wohl übertrieben und hat sich jedenfalls in späteren Jahren so weit gebessert, daß die gelegentliche Besetzung einer Offiziersstelle mit einem politischen Protégé keinen Einfluß auf die Qualität der Truppen hatte.

Daß innerhalb solch eines Systems keine schlagkräftigen Einheiten herangebildet werden konnten, ist klar. Es urteilte denn auch schon vierzig Jahre vor dem zweiten Weltkrieg der damalige Oberkommandierende der kanadischen Streitkräfte, General Hutton, klipp und klar: «Die kanadische Miliz ist keine Armee im wahren Sinne des Wortes, sondern nur eine Ansammlung von militärischen Einheiten.» Es hat später Verbesserungen gegeben, aber eine Miliz-«Armee» hat Kanada auch 1939 nicht gehabt. Die Milizregimenter haben nach der kanadischen Kriegserklärung (10. September 1939) nur als Kadereinheiten dienen können.

Eine Anzahl ausgezeichnete Führer ist allerdings aus der Miliz hervorgegangen, und von diesen haben es einzelne im